

Das Bernbiet ehemals und heute

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **189 (1916)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-656181>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Bernbiet ehemals und heute.

An der Pforte des Simmentals.

Vor einem Jahre führte der Sinkende Bote seine Leser an die Pforte des Simmentals. Bevor wir durch das enge Tor hinter Wimmis in die weitverzweigte Talschaft treten, deren oberste Verzweigungen an den Gletschern des Wildstrubel und Wildhorn endigen, wollen wir uns auch dieses Jahr in dem Gelände umsehen, das, den Tälern der Simme und der Rander vorgelagert, den Übergang bildet vom Mittelland zum Oberland. Die Gemeinden des Stockentals, Reutigen, Zwieselberg, haben wir bereits durchwandert. Wir setzen die Wanderung fort und beginnen mit Burg und Gemeinde

Strätlingen.

Auf dem Hügelzug zwischen dem alten Randerbett, dem heutigen Glütichbachtal, und der Ebene von Gwatt erhebt sich, noch heute wohl erhalten, der Turm von Strätlingen, der letzte Überrest der ehemaligen Burg dieses Namens. Der Grundriß des Turmes, der wohl 20 m hoch über dem Boden sich erhebt und mit einem „mußen“ Dach gedeckt ist, weist eine Breite von 13.30 m und eine Tiefe von 8.40 m auf. Die Mauer ist von engen schießschartenartigen Öffnungen durchbrochen und durch hölzerne Böden in mehrere Stockwerke eingeteilt. Übrigens datieren diese Einbauten aus späterer Zeit und mögen nach 1699 erstellt worden sein, in welchem Jahre der Turm zu einem Pulverdepot eingerichtet wurde. Die übrigen Gebäude der wahrscheinlich nie besonders bedeutenden Burg sind vollständig vom Erdboden verschwunden und nicht einmal in ihren Fundamenten nachweisbar, bis auf die wohl erhaltene Ringmauer, die den Turm umgibt und einen Hofraum von 15 m Breite und fast 40 m Länge bildet. Wie ältere Abbildungen, so von 1810 und 1840, beweisen, war ehemals die Lage des Turmes eine freiere als heute. Seither hat der Wald so üppig gewuchert, daß nur der obere Teil des Turmes über den dunkeln Wipfeln hervorsticht. Die Burg Strätlingen war

im frühen Mittelalter Sitz eines der oberländischen Dynastengeschlechter, über deren Ursprung und Bedeutung man so wenig weiß, und die erst in einer Zeit in der Geschichte auftreten, da ihr Stern schon im Erbleichen begriffen ist. Wir kennen von dem 1175 genannten Heinrich I. von Strätlingen bis zu Anna von Erlach, Tochter Heinrichs V. von Strätlingen, sieben Generationen dieses Hauses, dessen Gebiet wohl nie so groß war, wie man früher annahm, sondern ursprünglich sich auf die heutigen Gemeinden Strätlingen, Thierachern und einige gegen die Stockhornkette hin gelegene Ortlichkeiten, wie Tannenbühl und Pöhleren, beschränkte. Allerdings haben die Strätlinger mit der Zeit ihr Gebiet noch erweitert durch Erwerbung von Besitz in Wattenwil, sowie der Herrschaft Spiez und der Kirchensätze von Reizigen und Gurzelen, aber selber noch vor ihrem Aussterben diese Besitzungen zum Teil wieder verkauft. Unter den Freiherren von Strätlingen seien folgende genannt: Johann III. zog mit andern westschweizerischen Edlen im Gefolge Peters von Savoyen nach England, wo er nach 1290 unter den Vasallen König Eduards erscheint. Wenn nicht auf ihn, so bezieht sich auf einen Sprossen des englisch gewordenen Strätlingerzweiges nachfolgende Sage: „Frankreich und England führten einst eine hartnäckige Fehde miteinander. Schon viel Blut war auf beiden Seiten geflossen; endlich kam man überein, es sollten zwei Ritter aus beiden kriegführenden Heeren im Zweikampf den Krieg entscheiden. Für England erbot sich der Ritter von Strätlingen an, den Kampf zu bestehen. Vorher aber forderte er, daß man ihm gut und genug zu essen geben solle. Das geschah, und er tat sich recht gütlich. Als er fertig war und sein Gegner noch immer nicht erschien, schloß er ein und schnarchte so laut, daß, als sein Partner, ein französischer Ritter, erschien, dieser, über diese Kaltblütigkeit seines Gegners erschrocken, auf den Kampf zu verzichten vorzog. So hat der Strätlinger schlafend im Zweikampf gesiegt.“ Ein Schimmer von Romantik ruht

auf einem andern Strätlinger. Es ist Heinrich III., der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebte und sich als Minnesänger einen Namen machte. Noch sind von ihm drei Liebesklagen erhalten. In der einen bittet er die Nachtigall, sein Liebesbote zu sein, in einer andern zieht er mit einem Korb fürbaß. Er war auch Herr zu Spiez und besaß außerdem auf der andern Seite des Sees, bei der heutigen Bächimatt, Grund und Boden. Ein späterer Besitzer dieses Landgutes setzte ihm Anfang des 19. Jahrhunderts ein Denkmal, das jetzt nicht mehr zugänglich, doch in einem bekannten Stiche von Cory dem Ältern verewigt wurde. Unter alten Bäumen, mit herrlichem Blick auf See und Alpen, ladet eine steinerne Bank zur Ruhe ein. Auf der Rücklehne stehen die Worte: „Hier im Schatten seines Haines dichtete vormals der edle Ritter Heinrich von Strätlingen, der Minne Sänger, seine Lieder der Freud' und der Minne.“ Noch vor dem 1350 erfolgten Tod Johanns von Strätlingen, des letzten männlichen Vertreters des edlen Geschlechtes, war die Burg Kyburgischer Besitz geworden und wurde als solcher in den dreißiger Jahren von den Bernern erobert und gebrochen. Von den Kyburgern kamen Burg und Herrschaft an das Haus Österreich, das sie aber nach dem Sempacherkrieg an Bern verlor.

Schon um die Mitte des Jahrhunderts hatten die Burgisten Strätlingen als Lehen empfangen. Junker Hartmanns von Burgstein Töchter, Agnes, Gemahlin Wolf Mönchs von Mönchenstein, und Anna, Gemahlin Hermanns von Spinz, erbten sie je zur Hälfte. Die Hälfte der Frau Anna gelangte an ihre mit Hemmann von Spiegelberg vermählte Tochter Margarethe, nachher an Junker Bernhard von Malrein und von diesem 1466 durch Kauf an Adrian von Hutenberg, dessen Sohn sie 1499 an Bartlome May verkaufte. Die andere Hälfte ging durch Kauf von Wolf Mönchs Kindern 1411 an Frau Elisabeth von Rümliken und an deren Tochter Anna von Beltschen über. Diese vermachte sie ihren Verwandten von Stein. Ursula von Stein setzte 1502 ihre Mutter, Agatha, eine geborne von Bonstetten, zu ihrer Erbin ein, von der Bartlome May die ihm

noch fehlende Hälfte 1516 erwarb, dessen Nachkommen Burg und Herrschaft 1594 an Bern verkauften. Die Burg mit der heutigen Gemeinde gleichen Namens kam an das Amt Thun und 1662 an das Amt Oberhofen. Von 1798 bis 1803 gehörte die Gemeinde zum Kanton Oberland, worauf Oberhofen mit Strätlingen wieder dem Amt Thun angegliedert wurde. Das Wappen der Strätlinger, im roten Feld ein schräg rechts gestellter goldener Pfeil, findet sich in der Wappentafel der Kirche zu Spiez, auf zwei um 1300 entstandenen Glasgemälden der Kirche von Blumenstein, auf einem Grabstein der Kirche von Bremgarten, wie auf einer Grabplatte im Kloster von Wettingen, und endlich auf einem gestickten Täschchen aus dem 13. Jahrhundert, das im Landesmuseum aufbewahrt wird. Daß die Burg schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts ein verlassener Ort war, beweist die aus zeitgenössischen Aufzeichnungen überlieferte Nachricht, daß um diese Zeit Schatzgräber daselbst ihr Wesen trieben. Noch heute umschwebt ein geheimnisvoller Zauber die alte Burg, die aus ihrem Waldesdunkel hinüberschaut nach den Türmen von Thun und Oberhofen, den Genossen ihrer längst verklungenen Jugendzeit.

Die Gemeinde Strätlingen.

Der Name Strätlingen bezeichnet nicht nur die Burg und den etwas unterhalb gelegenen modernen gleichnamigen Landsitz, sondern die aus verschiedenen Siedelungen bestehende ausgedehnte Gemeinde, die sich zwischen dem Glütschbach, dem See, der Aare und der Thunerallmend erstreckt und gegen 3500 Einwohner zählt, deren Beschäftigung Landwirtschaft, Kleingewerbe und Arbeit in den eidgenössischen Werkstätten in Thun ist. Auf ihrem Areal liegen die Eisenbahnstationen Gwatt und Scherzligen mit einem Dampfschiffslandeplatz, sowie die Werfte der Dampfschiffsgesellschaft bei der sogenannten Rache am See. Außer einer dreiklassigen Sekundarschule in Dürrenast zählt sie eine ihrer Einwohnerzahl angemessene Anzahl von Primarschulklassen, deren Schulhäuser in Allmendingen, Dürrenast und Schoren stehen. In kirchlicher Beziehung gehört die Gemeinde zur Kirchgemeinde Thun.

Die hauptsächlichsten Siedelungen sind Gwatt, Schoren, Allmendingen, Dürrenast und Scherzlingen.

Gwatt liegt langgestreckt zu beiden Seiten der alten großen Heerstraße nach dem Simmental, die vom Süden der Ortschaft, im sogenannten Gwattstutz, ansteigend in die Rander Schlucht einmündet. Die stattlichen Wirtshausgebäude mit ihren geräumigen Stallungen verraten den ehemaligen Transitort. Über dem Ort erhebt sich die Burg Strätlingen. Unter den Häusern, die am Hang des Strätlichügels liegen, zieht ein altes Steinhaus den Blick auf sich, das den Namen „Steinhausen“ trägt. Den Hügelwall überschreitend gelangt man in wenigen Minuten in das romantische Glütschbachtal, mit idyllischen Waldmatten, durch Auswaschung der Rander entstandenen Höhlen, Erdpyramidenbildungen, Spuren von Braunkohlenflözen, bis 1714 von der Rander und seither vom Glütschbach durchflossen, den man im Laufe des 18. Jahrhunderts vermittelt eines Stollens zum Zwecke der Bewässerung in die Ebene von Allmendingen hat leiten wollen, von welchem Versuche noch heute ein Schacht Zeugnis ablegt. Wieder nach Gwatt zurückkehrend, lassen wir uns an der Straße nach Thun eine Eiche von ungewöhnlicher Größe zeigen, die sogenannte „Bettlereiche“. Eine ihr fast ebenbürtige Gefährtin steht beim Schulhause Schoren. An der Straße von Gwatt nach Thun liegt das von Herrn Oberst von Rougemont von der Schadau gestiftete Altersasyl, sowie der schloßartige Landsitz Bellerive, der, 1780 von Venner Emanuel Friedrich Fischer erbaut, später an die Tscharner überging und gegenwärtig der Familie von Bonstetten gehört. 1805 entwarf der bernische Naturfreund Sigmund Wagner von diesem Orte eine anmutige Schilderung, die wir um so lieber wiedergeben, als die damalige Zeit gerade die landschaftliche Schönheit, wie sie die Umgebung von Thun bietet, vortrefflich zu schildern verstand: „Das Gut mit all seinen Anlagen ist ganz die Schöpfung seines gegenwärtigen Besitzers, eines Mannes von sehr vielem Geschmaç. Jeder Winkel, sowohl der Wohnung als ihrer Umgebungen, besonders aber die Anordnung eines Lustwäldchens, das

zwischen dem Haus und dem See liegt, beweisen den richtigsten Sinn für Schönheit und für Natur. Ein Maler, ein Dichter würde hier ganz in seinem Elemente leben; bei jedem Schritt würde der erstere Stoff zu einem Gemälde, bei jedem Tritt der letztere die Stelle zu einer Idylle finden. Das majestätische Schauspiel der Schneegebirge im Abendrot, die Blut dieser Berge wiederholt im Spiegel des Sees; die freundlichen, mit Schlössern, Dörfern, einzelnen Wohnungen, mit Weinbergen und Obstgärten bedeckten Ufer desselben, die näheren in blaue und violette Tinten getunkten Formen der niederen Berge, alles verbindet sich hier noch glücklicher zu einem Ganzen, als an irgendeiner andern bisherigen Stelle. Kleine Vorsprünge des Lustwäldchens, bald mit einer schattigen Ruhebank, bald mit einem Pavillon oder einem kleinen Tempel versehen, selbst ein kleines Inselchen geben jeden Augenblick dem Gemälde einen andern und neuen Vordergrund.“

In geschichtlicher Hinsicht bietet Gwatt wenig Erwähnenswertes. Auch hier werden Einzel funde aus der Bronzezeit gemeldet. Urkundlich wird Gwatt 1290 in einem Vertrag zwischen dem Bischof von Sitten und Bern zum erstenmal genannt. Um 1320 waren der Freie Walter von Ried und das Chorherrenstift Amsoldingen hier begütert. Endlich ist Gwatt der Schauplatz einer graufigen Sage, die der bernische Dichter Gottlieb Kuhn in seinem, sowohl was Text als auch was Melodie anbelangt, prächtig volkstümlichen Liede „Michel Brand“ verewigt hat.

An der Straße von Gwatt nach Allmendingen liegt Schoren mit dem Friedhof der Gemeinde, wo die sterbliche Hülle des edlen Wohltäters Alfred von Rougemont ruht, während Buchholz etwas abseits am Rande des Hügelzuges gelegen ist. Im Renzenbühl bei Buchholz hat man sehr bemerkenswerte Gräber aus der Bronze- und La Tènezeit aufgedeckt. Sowohl Schoren wie Buchholz gaben ihren Namen Geschlechtern, die schon früh in der Burgerschaft von Thun erscheinen. Auch hier finden wir im 14. Jahrhundert das Stift von Amsoldingen begütert. Wenig bekannt dürfte sein, daß die Schorenallmend Schauplatz eines Kampfes war, freilich eines ziemlich unschul-

digen. Als im Februar 1799 der zweite Koalitionskrieg ausbrach, regten sich auch im Kanton Bern, besonders im Oberland, die Gegner der Helvetik und suchten die auf Frankreich sich stützende neue Ordnung zu stürzen. Anfang April brach in den altgefinnten Gemeinden des Oberlandes der Aufstand los, und etwa 1000 Mann Frutiger und Simmentaler, angeführt durch Johannes Fischer von Merligen, zogen heran, um sich Thuns, der Hauptstadt des neuen Kantons Oberland, zu bemächtigen. Die Re-



Kirche von Scherzligen.

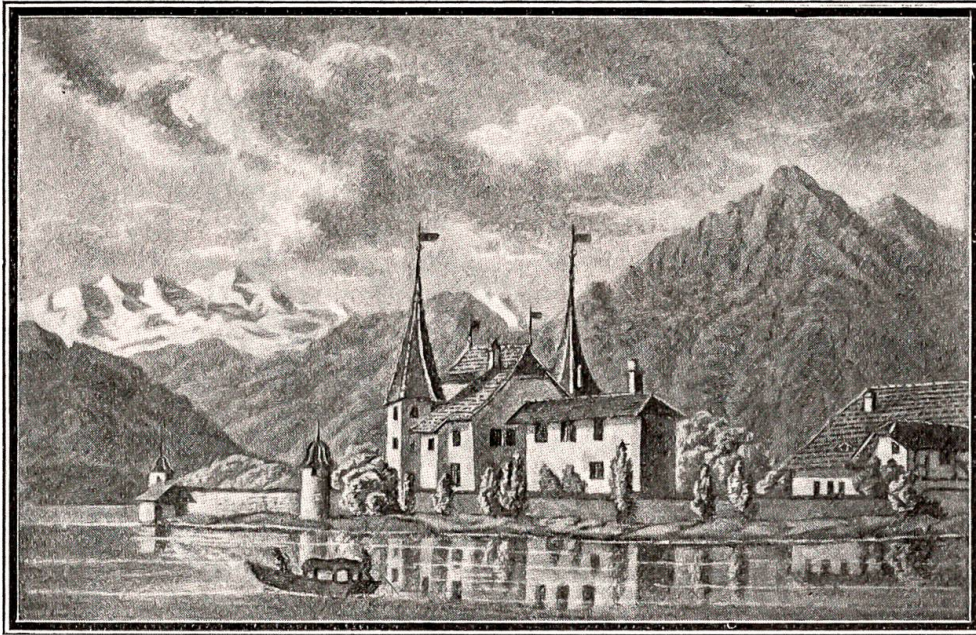
gierungsstruppen, unter dem Schwadronschef Dolder, konnten die Standerbrücke nicht halten, zogen sich bis auf die Schorenallmend zurück, wo sie, verstärkt durch Zuzug von Thun, Steffisburg und Münsingen, die mangelhaft disziplinierten Insurgenten erwarteten und schlugen. Angeblich verloren die Aufständischen 200, die Regierungstruppen 20 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen. Dividiert man diese Zahlen durch zehn, so dürfte man sich wohl der Wirklichkeit eher nähern.

Gegen die Thunerallmend hin, an der Straße von Thun nach Amfoldingen, liegt das stark bevölkerte Allmendingen. Hier befand sich eine offenbar nicht unwichtige römische Niederlassung. In den Jahren 1824 und 1825 wurden in einem an die Allmend grenzenden Grundstück Fundamente von Gebäuden bloßgelegt, wobei eine Menge von teils sehr wertvollen Fundstücken zutage befördert wurden, so über 1200 meist bronzene römische Münzen von Augustus bis Konstantin, Haften, Opferbeile, Basreliefs, Opfertiere darstellend, ein Mithras-

kopf aus Stein, ein Altar und als wertvollstes Stück eine trefflich erhaltene weibliche Bronzestatuette. Einige dieser Fundstücke befinden sich im historischen Museum zu Thun, so der Mithraskopf, dessen Vorkommen darauf schließen läßt, daß auch hier der spätrömische Mithraskultus seine Stätte gefunden hatte. In Allmendingen stand vor der Reformation eine Kapelle, deren Standort freilich nicht mehr nachweisbar ist.

Modernen Aussehens sind dagegen die zum guten Teil aus vielen Arbeiterhäusern bestehenden, ausgedehnten Siedlungen Dürrenast und Viehweide an der Straße von Gwatt nach Thun oder in deren Nähe.

Um so ältern Ursprungs ist das ehemalige Fischerdörflein Scherzligen, am linken Ufer der Aare, unmittelbar unterhalb ihrem Austritt aus dem Thunersee herrlich gelegen. Hier erhebt sich, den ungezählten auf dem Dampfschiff Vorbeifahrenden unvergeßlich, aus alten Bäumen, hart an der Aare, das ehrwürdige Kirchlein, durch unzählige Photographien und Abbildungen weltbekannt. Das niedrige ro-



Alte Schadau.

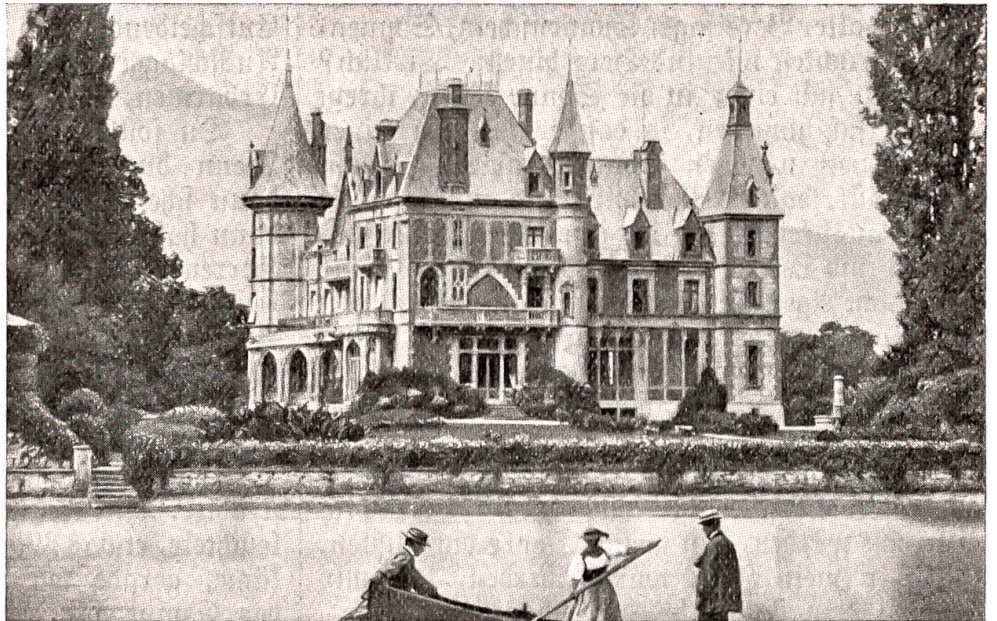
manische Schiff, 15.60 m lang, 8 m breit und 6 m hoch, flachgedeckt, lehnt sich an das bedeutend höhere, dreiseitig geschlossene gotische Chor, mit dem an der Südseite sich erhebenden Turme ein überaus malerisches Ganzes bildend. Im Innern hängen zwei Glasgemälde aus dem Jahre 1570, das eine eine bernische Standesscheibe, das andere eine Wappenscheibe des Lienhard Dns, Landvogts von Interlaken. An der Westwand erblickt man in einem zugemauerten Rundbogenfenster die Statuette eines Engels mit Schild. Wenn die Urkunde vom 18. März 763 echt ist, wonach der Bischof Heddo von Straßburg die Kirche von Species und Scartilinga dem Kloster Ettenheim im Schwarzwald vergabte, so gehört Scherzligen mit Spiez zu den am frühesten erwähnten Ortschaften der alten Landschaft Bern. Aber auch aus dem Umstand, daß sie „Unserer lieben Frau“ geweiht war, läßt den Schluß auf ein hohes Alter ziehen. Die Marienkirchen des Bistums Lausanne, zu welchem Scherzligen, weil auf dem linken Aareufer liegend, gehörte, gehen meist in die Zeit vor 1000 zurück. Der Kirchsatz gehörte später den Herzogen von Teck, die ihn dem Edlen von Wädischwil zum Lehen gaben, ging von diesen 1271 an das Kloster Interlaken über, dem er bis zur Reformation verblieb.

Sie war die Pfarrkirche von Strätlingen, Schoren, Buchholz, Gwatt, Allmendingen, sowie des auf einer Aareinsel gelegenen Quartiers Bälliz der Stadt Thun, diente aber auch mit ihren reichdotierten sieben Altären als Wallfahrtsort und Begräbnisstätte des umliegenden Adels. Auf dem Friedhof stand seit 1275 eine Kapelle, die heute verschwunden ist. Nach Einführung der Reformation einige Zeit geschlossen, wurde die Kirche Filiale derjenigen von Thun. Bis 1714 hielt der Helfer da-

selbst, falls er nicht anderweitig in Anspruch genommen war, alle Sonntage eine Predigt, von dieser Zeit an aber alle vierzehn Tage im Winter eine Predigt, im Sommer eine Kinderlehre. 1819 wurde bei der Errichtung einer eidgenössischen Militärschule die Kirche dem katholischen Kultus eingeräumt. Heute dient sie während der Fremdensaison dem französisch-reformierten Gottesdienst. Einen starken Kontrast zu dem stillen Kirchlein und seinem verlassenem Friedhof bildet die nahe Dampfschiffstation Scherzligen und die gleichnamige Station der Linie Thun-Spiez.

Ein um so stillerer, reservierterer Nachbar Scherzligens ist das in einem wundervollen Park gelegene Schloß Schadau, dessen Gärten nach Süden an den See, nach Osten an die dem See in rascher Stömung enteilende Aare stoßen. Durch den Zauber ihrer Lage und die Herrlichkeit der Aussicht über den See nach dem Hochgebirge ist die Schadau einer der schönsten Landsitze und genießt geradezu einen Weltruf. Im Mittelalter ein Reichslehen, gehörte die Schadau, soweit man Kunde ihrer Vergangenheit hat, den Besitzern der Freiherrschaft Spiez, somit den Strätlingen, den Bubenberg von 1338—1516, den Erlach von 1516 bis 1760, in welchem letzterem Jahre das Schloß

um 40,000 ₣ an die May übergang, von denen es später die Familie von Rougemont erwarb, die um 1850 den heutigen Bau in englischem Stil erstellen ließ. Das alte Schloßchen, das den Namen Säzhaus der Freiherrschaft Spiez in Scherzigen trug, um 1630 erbaut, war ein romantischer Edelsitz, dessen Wehrbauten, wie Ringmauer, Ecktürmchen, weniger militärischen Zwecken dienten, als feudalen dekorativen Charakter besaßen, eine Eigentümlichkeit, die noch andere Edelsitze aus dem Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts aufweisen. Es existieren noch mehrere Ansichten der alten Schadau, die sich überaus glücklich



Neue Schadau.

in das herrliche Landschaftsbild einfügte, trotz oder vielmehr wegen ihres altbernischen heimeligen Aussehens. (Fortsetzung folgt 1917.)

Sonnige Menschen.

Die den Herrn lieb haben,
müssen sein wie die Sonne
aufgehört in ihrer Pracht.
Richter 5, 31.

Wenn wir zurückdenken in die Vorzeit unsrer Völker und die älteste Geschichte reden lassen aus Höhlen und Gräberfunden, so redet sie zu uns von einer Menschheit, die kein Feuer kannte, die ihr Leben ohne Feuer führte, ohne Feuer essen und wohnen mußte, kein Feuer hatte zur Herstellung von Waffen, Werkzeugen und Geräten. Was das bedeutete, das kann man sich eigentlich gar nicht vorstellen; es war der gewaltigste Schritt vorwärts in der menschlichen Kultur, als der erste Funke aufsprang. Es wundert uns nicht, daß viele Sagen alter Völker das Feuer als Geschenk der Gottheit oder als Raub an der Gottheit darstellen; wieviel menschenwürdiger ist von da an das Leben geworden!

Ohne Feuer; aber ohne Sonne! Das ist ganz undenkbar, das ist kein Leben mehr,

das ist der Tod, ist Finsternis, Kälte, Ersterben; ohne Sonne, das wäre das Todesurteil über alles Lebendige auf unsrer Erde. — Wir wissen es heute besser als frühere Zeiten, was Gott uns in der Sonne gegeben hat. Mit der Sonne fliegen wir durch das Weltall, und sie ist die große Lebensspenderin; aus Sonnenstrahlen weben sich unsre Kleider; aus Sonne wächst das Holz im Walde, und die Kohle, die tief aus der Erde gegraben wird, ist aufgespeicherte Sonnenwärme; am Sonnenlicht wird unser Gemüt heiter, daran genesen unsre Kinder; das tiefste Elend liegt in dem Wort: Du sollst die Sonne nicht mehr sehen.

Wie muß man wünschen und helfen, daß die Menschen alle etwas von der Gottesgabe der Sonne genießen, daß die Sonne nicht mehr auf- und untergehen müßte über dem wahnwitzigen Menschenmorden des furchtbaren Krieges! Den Menschen Sonne geben, heißt sie lieben. Gönn den Mitbrüdern und Schwestern Sonnenblicke und helft ihnen die Sonne lieb haben!